

Doris Bezler  
Unheimlich nah

Foto: © privat



**DIE AUTORIN**

Doris Bezler schreibt seit vielen Jahren für Jugendliche und Erwachsene, am liebsten Psychothriller. Die Autorin ist Lehrerin im Ruhestand und Mutter von drei erwachsenen Kindern. Sie lebt mit Mann und Hund in Bad Soden im Taunus.

*Von der Autorin bei cbt bereits erschienen:*

**Geisterfahrt** (14746)

**Dunkler Zwilling** (11760)

**Blinder Rausch** (07606)

Mehr zu cbt auf Instagram @hey\_reader

Doris Bezler

# **Unheimlich nah**



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe September 2017

© 2017 by cbt Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Silvia Schröer

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagfoto: © Oleg Oprisco/Trevillion Images

MI · Herstellung: eS

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31082-3

Printed in Germany

[www.cbt-buecher.de](http://www.cbt-buecher.de)

# PROLOG

Eine verschleierte Herbstsonne goss mildes Nachmittagslicht über die wabernden Menschenströme, die sich kreuz und quer über den zentralen Platz der Großstadt ergossen. Manche mit gehetzten Mienen, manche untergehakt und lachend, wenige mit einem Ausdruck tiefer Gelassenheit. Ein Zeitungsverkäufer hielt das zusammengefaltete Blatt der neuesten Ausgabe in die Höhe und versuchte damit aus dem Meer der abwesenden Blicke einige zu erhaschen, die sich von den großen Blockbuchstaben der Schlagzeile bannen ließen. Er hatte wenig Erfolg und konnte nicht ahnen, dass man ihm morgen die Blätter förmlich aus der Hand reißen würde. Denn dann würde die Schlagzeile genau diesen Ort betreffen.

ERSTES OPFER EINES U-BAHN-RIPPERS?

Junge Frau vor den einfahrenden Zug  
gestoßen.



Anna beugte sich vor, um im düsteren Halbrund des Tunnels nach dem Zug Ausschau zu halten. Jetzt schoss ein Lichtstrahl gleißend gegen die Wände und glitt blitzschnell den Schienenstrang entlang auf sie zu. Gleich darauf tauchten die Lichter des Triebwagens auf wie die glühenden Augen eines Ungeheuers aus der Dunkelheit. Der Zug schob eine Welle modriger Luft vor sich her, die den Wartenden entgegenwehte und sie die Augen zukneifen ließ. *Todeshauch*, durchfuhr es Anna schauernd und sie fühlte sich ganz klein und verlassen. Plötzlich fiel ihr Körper nach vorne den Schienen entgegen. Es gab kein Halten mehr. Bremsen kreischten. Das Geheul der Zugsirene vermischte sich mit den Schreckensschreien der Umstehenden.

\* \* \*

**NUR WENIGE MINUTEN VORHER** hatte Anna in der Nähe des Zeitungsverkäufers an den breit angelegten Treppen zum Untergrund gestanden, die vom zentralen Platz der Großstadt hinab in die B-Ebene und zu den unterirdischen Tunnelröhren führten. *Kann man den Tod riechen?*, war ihr plötzlich durch den Kopf geschossen. Was ihr von unten her entgegenwehte, war eigentlich der altbekannte Mief. Trocken, warm, staubig. Dazu eine unsägliche Beimengung aus abgestandenem Urin, fauligem Fisch und Desinfektions-

mitteln. Anna rümpfte die Nase. Die Wände der Präparier-säle in der Uni waren ähnlich gekachelt wie der städtische Untergrund. Heute fiel ihr das plötzlich auf. Und dieser Geruch. War der heute stärker als sonst? Hatte sie diese Ähnlichkeit in den ersten Wochen des Studiums aufgrund ihrer begeisterten Aufbruchsstimmung nicht bemerkt? Kursus der Anatomie 1: Bindegewebe, Gefäßversorgung, Nerven. Dieser Lernstoff wurde nicht nur an sauberen, bunten Plastikmodellen wie in der Schule vermittelt, sondern »ganz echt«, an toten Menschen. Als Kind vom Land kannte sie eigentlich Verwesungsgeruch in verschiedensten Varianten. Am schlimmsten war vergammeltes Blut. Nichts davon durchzog die Luft im Sektionssaal der Uni. Dort roch es auf eine ganz andere Art widerlich.

Anna verzog das Gesicht und steckte die Brezel, die sie gerade drüben am Stand gekauft hatte, zurück in die Tüte. Gedankenverloren schaute sie dem Strudel der tanzenden Köpfe hinterher, der, wie von einem riesigen Abfluss angezogen, dem Untergrund entgegenströmte. Anna klopfte die Krümel von ihrem Anorak und zog sich die pelzbesetzte Kapuze über das lockige braune Haar. Das war ihre Vorbereitung auf den Nahkampf im Bahnsteig-Gedrängel. Sie atmete tief durch und schloss sich dann mit beherztem Schritt den anderen an.

Eigentlich müsste sie doch bester Stimmung sein, weil sie die anstrengende Einführungszeit so gut überstanden hatte. Sie hatte eine Ahnung davon bekommen, was in den nächsten Monaten auf sie zukommen würde, und war sich sicher,



dass sie das schaffen konnte. Wo war ihr Hochgefühl aus den ersten Tagen geblieben?

Fahles Neonlicht flackerte. Da war er wieder, dieser muffige Hauch nach vergammelter Wäsche und abgestandenem Fleischsaft. Klinische Kacheln überall. *Todeshauch*, war ihr vorhin am Seziertisch dazu eingefallen, als sie mit dem Skalpell einen tiefen Schnitt gesetzt hatte, aus dem sofort dieser Dunst entwichen war. Der Geruch schien plötzlich aus allen Winkeln des unterirdischen Labyrinths zu kommen. Als rauschte ein unsichtbarer Geist durch die Gänge, dessen Atem sie widerlich streifte. Anna sah sich verzweifelt um. All die leeren Gesichter um sie herum schienen nichts zu bemerken. Sie strebten im gleichgültigen Alltagsmodus ihren Zielen entgegen. Der Geruchssinn stumpft am schnellsten ab, hatte der Professor erklärt. Meiner nicht, hätte Anna gerne erwidert.

Anna zog die Schultern hoch und durchquerte die B-Ebene. Sie strebte dem nächsten Abgang in Richtung der S-Bahnsteige zu. Blitzartig schoss ihr eine Bemerkung ihrer Kommilitonin Dina durch den Kopf: »Wenn du Medizin studieren willst, musst du dir das Ekeln abgewöhnen.«

Wütendes Hundegebell riss Anna aus ihren Gedanken. Kurz vor dem Treppenabgang drehte sie sich noch einmal um. Dort drüben an der Säule versuchten zwei Sanitäter, sich über eine Obdachlose zu beugen, was der Hund zähnefletschend und bellend verhinderte. Die Sanitäter in ihrer grellen Kleidung und den steril behandschuhten Händen bildeten einen seltsamen Kontrast zu dem Bild grauer Ver-

wahrlosung auf dem Boden. Einige Schaulustige blieben stehen.

Anna zuckte zusammen. War das nicht ihr ehemaliger Mitschüler Tobias Mott, der dort stand? Zwar sah sie ihn nur im Halbprofil, doch die gedrungene Gestalt und das knubbelige Doppelkinn passten. Der Rest des Gesichts war von einer tief sitzenden Basecap verdeckt. Motte mit dem keckernden Lachen, der sich für keinen üblen Scherz zu schade war! Es reichte schon, wenn sie ihn vielleicht morgen auf dem Treffen der alten Tutorengruppe ertragen müsste.

Anna wandte sich schnell um und trippelte eilig die Treppe zu den S-Bahngleisen hinab. Nichts wie weg! Trotzdem konnte sie ihren Gedanken nicht entfliehen. Die Sanitäter würden die Frau vermutlich ins Krankenhaus bringen. Eines Tages würde Anna dort als Ärztin stehen und sie in Empfang nehmen. Welke, verwahrloste Haut mit Parasiten und schwärenden Wunden, die sie dann zu versorgen hätte. Wollte sie das wirklich? Warum fiel ihr das jetzt plötzlich ein? Sollte sie nicht besser schnellstmöglich den Studiengang wechseln? Das könnte sie ihrem Vater nicht antun. Sie dachte an ihre Mutter, die vor sieben Jahren gestorben war. *Das bin ich auch dir schuldig, Mama.* Sie würde Medizin studieren und den Krebs besiegen. Weniger ging nicht.

Vor Anna verschwammen die Konturen der dicht gedrängten Menschen auf dem Bahnsteig zu einer unförmigen Masse. Jetzt nicht auch noch mitten unter den Leuten anfangen zu heulen! Sie spürte bereits, wie sich erstaunte Blicke in ihr Gesicht bohrten. War da nicht ein Augenpaar,

das sie besonders fixierte? Am Ende noch jemand, den sie kannte? Bloß nicht! Sie zog die Kapuze tiefer ins Gesicht, senkte den Kopf und überwand sich zum Tauchbad in der Menge.

*Hört auf, mich anzuglotzen! Lasst mich! Lasst mich doch alle in Ruhe!* Anna war groß gewachsen und hatte eine sportliche Figur. Sie fuhr die Ellenbogen aus und bahnte sich einen Weg in Richtung der Bahnsteigkante. Dort eroberte sie sich eine Position vor allen anderen Wartenden auf der weißen geriffelten Linie, die als Sicherheitsgrenze eigentlich nicht übertreten werden durfte. *Mir doch egal*, dachte sie und beugte sich vor, um nach dem Zug Ausschau zu halten.

\* \* \*

»EINE KNOCHENMARKSPENDE KANN ihr helfen«, erklärte Professor Dr. Renz, der Chefarzt der Onkologie. Das sagte er ihr einfach so hier auf dem Krankenhausflur! Sarah Fechner fühlte sich dadurch wie ausgeliefert und abgefertigt. Ihre dunklen Augen saßen wie zwei nasse Steine in ihrem blassen und übernächtigten Gesicht. Es fiel ihr schwer zu sprechen nach den vielen Stunden des stummen Wartens am Bett ihrer todkranken Tochter.

»Knochenmarkspende? Ich kann mir darunter nichts vorstellen«, flüsterte sie und sah dem Arzt direkt ins Gesicht.

Er wich ihrem Blick aus, zog seine Hornbrille von der Nase, um sie mit einem Zipfel seines Kittels zu putzen, und blinzelte dabei zum Fenster des Krankenhausflures hinaus.

Er räusperte sich. »Ich meine Chemotherapie und Bestrahlung in Kombination oder nur Chemotherapie, dann aber äußerst hoch dosiert. Aber damit würden wir nicht nur die Krebszellen, sondern auch ihr Immunsystem vollständig zerstören, und sie könnte an der kleinsten Infektion sterben.«

Sarah Fechner hatte ihm mit stummem Kopfschütteln zugehört. »Das will ich nicht«, flüsterte sie. »Nicht noch eine größere Qual! Diese ganzen Chemos sind doch alleine schon die Hölle! Nicht auch noch Bestrahlung oder eine höhere Dosis von diesen schrecklichen Giften!«

»Aber danach sind die Heilungschancen wirklich gut. Durch die Knochenmarkspende werden nach der Behandlung überlebensnotwendige Stammzellen übertragen«, erklärte der Professor.

»Was bedeutet das?«

Der Arzt sog ungeduldig die Luft ein. »Jeder Mensch hat solche Zellen in seinem Knochenmark. Sie haben die Eigenschaft, sich in fast alle anderen Arten von Körperzellen verwandeln und damit alle Aufgaben des zerstörten Immunsystems wieder übernehmen zu können.«

Sarah Fechner nickte nachdenklich. Dann huschte ein bitterer Zug um ihre Mundwinkel. »Wenn die Bestrahlung und die zusätzliche Chemotherapie den Patienten nicht schon vorher umbringen.«

Der Professor verzog das Gesicht und sah auf seine Armbanduhr. Er zuckte stumm mit den Schultern. Sarah Fechner verstand seine Signale und stellte nur noch einige kurze

Fragen. Nach den entsprechend knappen Antworten verließ sie das Krankenhaus.

Wenig später hastete sie in der Innenstadt auf die U-Bahn-Station zu. Bereits in der B-Ebene wunderte sie sich über die vielen Polizisten, die dort herumstanden, Leute befragten und sich Notizen machten. Die Rolltreppe zu der Linie, die sie nehmen wollte, war mit einem rot-weiß gestreiften Band abgesperrt. Zwei Sanitäter stapften gerade mit ihren schweren Koffern die Treppe hinauf. Sie wandte sich an sie. »Ist hier noch länger gesperrt? Ich muss dringend die U-Bahn erwischen!«

»Das dauert noch. Laufen Sie lieber zur nächsten Station.«

Sarah Fechner verzog das Gesicht. Hatte sich heute denn alles gegen sie verschworen? »Was ist denn passiert?«, fragte sie gehetzt, als könnte sie damit beschleunigen, dass die Station wieder geöffnet würde.

Den Mienen der Sanitäter war deutlich anzusehen, dass sie keinen Wert darauf legten, längere Gespräche zu führen. Der eine drückte das Absperrband vor der Treppe nach unten und beide kletterten umständlich darüber. Dabei wandte der andere sich ihr kurz zu und sagte: »Personenschaden.«

Sarah Fechner spürte, wie sich ein eisernes Band um ihre Brust legte. Sie atmete mühsam dagegen an und machte sich auf den Weg, um die Station zügig zu verlassen. Aus verschiedenen Richtungen schnappte sie Worte auf. »Suizid«, sagte eine Jungmännerstimme in gespielt sachlichem Ton. Eine ältere Frau rief einer anderen zu: »Die hat richtig

Anlauf genommen. Mich hat sie noch weggestoßen und dann ...«

*Lara wird nächsten Monat achtzehn. Vielleicht erlebt sie das nicht mehr,* dachte Sarah Fechner. *Wie schrecklich. An diesem elenden Tag liegt der Tod in der Luft.* Sie hob den Kopf und sah sehnsüchtig dem Lichtschacht des Ausgangs entgegen. Als sie oben angekommen war, hielt sie nach einem Taxi Ausschau.

\* \* \*

**ANNA SASS ALLEIN** auf einer der harten Sitzschalen in der Wartehalle der U-Bahnstation und hielt sich den verbundenen Arm. Es war völlig übertrieben gewesen, dass dieser übereifrige Sanitäter ihr einen solch üppigen Verband angelegt hatte. Ihre Eigendiagnose lautete ganz klar: nichts gebrochen, ein paar blaue Flecken und eine lange Schürfwunde am Unterarm. Anna lehnte sich mit dem Kopf gegen die Wand und atmete tief durch. Mit halb geschlossenen Lidern beobachtete sie die Polizistin in Zivil, die sie eben gerade noch mit Fragen traktiert hatte und die jetzt etwa einen Meter entfernt vor der Sitzreihe stand und sich mit einem Kollegen unterhielt. Wie lange würde das hier noch dauern? Ihr Blick fiel auf die Bahnsteiguhr. Fast eine Stunde war sie schon hier! Inzwischen war der Bahnsteig weitgehend leer. Einige wenige Leute wurden noch von Polizisten befragt. Nach und nach gingen auch sie davon. Nur ein Typ blieb. Immer wieder schienen sie ihn dasselbe zu fragen. Immer wieder schüttelte er den Kopf, sah manchmal

zu ihr herüber, zuckte mit den Schultern und tat sehr un-  
schuldig. Gruselig sah der aus! Ein breiter Kerl an der Gren-  
ze zu fett. Glatze. Eingezwängt in eine Art Uniform in  
Dunkelblau. Auf dem Rücken in weißen Blockbuchstaben  
SECURITY. Ha, ha, sehr vertrauenerweckend so eine  
Glatze mit Tattoo im Nacken. Schien eine Zahl zu sein. Viel-  
leicht etwas Rechtsradikales. Die hatten doch solche Zah-  
lencodes. Und der, ausgerechnet der, hatte sie gerettet!  
Eigentlich konnte man alles glauben, nur das nicht. Hatte  
sie ihn vorher denn in ihrer Nähe bemerkt? Sie musste sich  
eingestehen, dass sie vorher eigentlich kaum etwas wahr-  
genommen hatte. Schon gar nicht konnte sie sich an Details  
erinnern.

Eine S-Bahn schwebte mit verminderter Geschwindigkeit  
durch die Station. Wie ein Geisterzug. Die Leute hinter den  
Fenstern wirkten wie starre Scherenschnitte. Sie blickten zu  
ihr herüber. Anna verspürte den Drang, ihnen allen die  
Zunge herauszustrecken. Doch da kam die Polizistin zurück  
und setzte sich wieder neben sie. »Blum«, hatte sie sich vor-  
hin so kurz und knapp vorgestellt, dass es wie »Bumm« ge-  
klungen hatte. Ihr fester Händedruck hatte Anna zusam-  
menzucken lassen. *Willkommen in der Realität! Bumm.*  
*Quetsch. Aua. Ich will hier weg! Ich will nach Hause!*, dachte  
Anna. Die erste Schockstarre hatte sich gelöst und einer sich  
ständig steigenden Unruhe Platz gemacht.

Mit düsteren Blicken musterte sie die Polizistin von der  
Seite. In Anna begann eine ungekannte Wut zu wachsen.  
Wut auf den, der ihr das angetan hatte. Wut auf all die, die

so viel Unsinn erzählten. Wut auf die Polizisten, die eher denen glaubten als ihr.

»Einige Zeugen behaupten, dass Sie sich in suizidaler Absicht vor den Zug geworfen haben. Stimmt das? Haben Sie Probleme? Brauchen Sie Hilfe?«, ratterte die Polizistin los.

»Ist mein Bruder noch nicht da?«, fragte Anna ungehalten.

»Doch, er wartet oben«, ließ die Polizistin sie mit eisiger Stimme wissen. Dabei musterte sie Anna eindringlich. »Sie sind also nicht mit Absicht vor den Zug gesprungen?«

»Nein, das habe ich Ihnen schon mindestens fünfzig Mal gesagt.«

»Die Zeugen sagen etwas anderes.«

»Die Zeugen haben nicht richtig hingeguckt. Ich habe einen deutlichen Stoß im Rücken gespürt. Dann lag ich auf den Gleisen. Ich hörte die Bremsen quietschen und sah, wie der Mann dort drüben an der Bahnsteigkante kniete und mir die Hand entgegenstreckte. Ich griff danach und er hat mich noch vor dem Zug nach oben ziehen können. Es war so und nicht anders. Und bevor Sie mich wie eine Täterin behandeln, sollten Sie lieber nach demjenigen fahnden, der mir das angetan hat!«

Das Gesicht der Polizistin blieb regungslos. Das provozierte Anna, noch eins draufzusetzen: »Am Ende treibt sich hier unten einer rum, so eine Art U-Bahn-Ripper, der Spaß daran hat, junge Frauen auf die Schienen zu stoßen.«

Nicht weit von Anna stand ein Mann und notierte sich



eifrig etwas auf seinem iPad. Als er es anhob, um ein Foto zu machen, sprang die Beamtin auf und schimpfte: »Hey, wer hat denn die Presse hier runtergelassen!«

Zwei Uniformierte kamen und brachten den Reporter freundlich, aber bestimmt nach oben. Die Polizistin setzte sich wieder neben Anna. »Haben Sie denn einen konkreten Verdacht?«

Anna schüttelte den Kopf, deutete dann aber in Richtung des Glatzköpfigen. »Vielleicht war er es ja selber.«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, nie gesehen.«

»Haben Sie sonst jemanden, den Sie kennen, hier in der Nähe gesehen?«

»Nein. Ich möchte jetzt endlich nach Hause.«

»Wir werden Sie erst einmal in eine Klinik bringen.«

Anna fuhr auf: »Klinik? Das ist nicht nötig! Mir ist nichts passiert.« Sie starrte auf ihren verbundenen Arm und von dort über den Bahnsteig zu der dunklen Grube mit den Schienen. Ein eiskalter Schauer schüttelte sie plötzlich. Be-bend rang sie nach Atem. Tränen schossen ihr in die Augen und erstickten ihre Stimme. Dann setzte ein unkontrolliertes Zittern ein, das sich über ihren ganzen Körper ausbreitete.

Die Polizistin legte ihr sanft die Hand auf den Unterarm. »Sie stehen noch völlig unter Schock, Frau Dembowski! Es ist besser, wenn Sie wenigstens ein paar Stunden zur Beobachtung...«

Anna schüttelte schluchzend den Kopf. »Wo ist mein Bruder? Jan soll kommen!«

AM TAXISTAND WAR kein einziges Fahrzeug zu finden. Sarah Fechner biss sich verzweifelt auf die Unterlippe. Ihre Miene hellte sich auf, als sie vor dem Rotlicht der Verkehrsampel ein Fahrzeug mit einem Insassen entdeckte, den sie kannte. Sie öffnete die Beifahrertür und beugte sich ins Wageninnere.

»Hallo Florian!«, begrüßte sie den jungen Mann am Steuer und deutete auf den Beifahrersitz. »Nimmst du mich ein Stück mit? Bitte! Es ist sehr dringend!«

Der Angesprochene war beim plötzlichen Öffnen der Tür erschrocken zusammengefahren. Als er die Frau erkannte, entspannte sich seine Miene ein wenig.

Sarah Fechner schwang sich auf den Sitz und schnallte sich hastig an. Die Ampel war auf Grün gesprungen. Der junge Mann beschleunigte den Wagen. »Wohin?«, fragte er.

Sarah Fechner atmete tief durch und gab ihrer Stimme einen entschlossenen Klang. »Zu deinem Vater! In die Praxis.«

Florian starrte geradeaus durch die Scheibe, schaltete einen Gang höher und gab Gas. Der Motor heulte auf. Sarah Fechner musterte den jungen Mann stumm von der Seite. Dass er nicht gerade begeistert auf ihre Gegenwart reagierte, konnte sie verstehen. Schließlich war sie die Frau, wegen der sein Vater Florians Mutter verlassen hatte, als er noch ein kleiner Junge war. Ein Grundschulkind kurz vor dem Übergang ins Gymnasium. Genau an diesem entscheiden-

den Lebensabschnitt war für ihn damals eine Welt zusammengebrochen.

Florian lenkte mit hektischen Bewegungen. Er wechselte häufig die Spur und handelte sich wütendes Hupen ein. »Ich weiß nicht, ob du bei diesem Verkehr nicht besser mit der U-Bahn gefahren wärst«, knurrte er.

»Wollte ich ja, aber da unten ist alles weiträumig abgesperrt.«

»Warum?«

»Suizid. Eine junge Frau soll sich vor die Bahn geworfen haben.«

Eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Inzwischen war Florian von der Hauptverkehrsstraße in ein Netz kleiner Nebenstraßen abgebogen. Das führte in ein Stadtviertel mit sehr teuer und edel renovierten Altbaufassaden. In die Auffahrt eines dieser Häuser bog er ab und fuhr nach hinten durch. Alle Parkplätze waren besetzt. Florian stellte sich quer hinter einen noblen Sportflitzer und sagte: »Na, da hast du ja Glück. Der Herr Doktor ist sogar höchstpersönlich anwesend. Oder hast du dir einen Termin geben lassen?«

Sarah Fechner schüttelte den Kopf. Sie legte ihre Hand auf Florians Oberarm und spürte, wie sich seine Muskeln anspannten.

Er starrte geradeaus. »Wir sind da.«

Sarah Fechner strich zaghaft über seinen Hemdsärmel. »Sei doch nicht so bitter, Florian, du machst dir doch selbst das Leben schwer!«

Er umfasste das Lenkrad, sodass die Fingerknöchel weiß

hervortraten. »Ich hab's jetzt wirklich eilig. Taxi mit dir hatte ich nicht eingeplant!«

Sarah Fechner löste den Verschluss ihres Gurtes. Dabei sagte sie: »Du hast gar nicht gefragt, wie es Lara geht!«

Er sah auf der anderen Seite zum Fenster hinaus. »Wie geht es ihr?«, fragte er.

»Schlecht«, antwortete sie mit spröder Stimme.

Nachdem sie ausgestiegen war, beugte sie sich noch einmal in den Wagen. Florian starrte geradeaus durch die Frontscheibe. Sarah Fechner atmete tief ein. »Florian, es tut mir leid. Alles tut mir wirklich sehr leid für dich. Auch wenn es dir vielleicht nicht gefallen wird, so muss ich doch in nächster Zeit einmal länger mit dir sprechen. Wohnst du noch unter der alten Adresse bei deiner Mutter?«

Florian lächelte bitter und sah sie herausfordernd an. »Wo sonst?«

»Es ist wegen Lara«, erklärte sie noch, bevor sie die Tür zuschlug und ihm nachblickte, bis der Wagen durch die Einfahrt verschwunden war.

Sie schüttelte den Kopf und schaute sorgenvoll an der Fassade des Hauses empor, in der sich die Privatpraxis von Dr. Bernhard Flink befand. Als sie das Schild studierte, fiel ihr auf, dass außer seinem auch noch die Namen von zwei weiteren Ärzten aufgeführt waren. Anscheinend ging die Praxis so gut, dass er sie noch vergrößert hatte. Es schien eine Goldgrube zu sein.

\* \* \*

**DIE ALTE FRAU DEMBOWSKI** war damit beschäftigt, den Salat mit Wasser zu benetzen und die Stiegen in das Kühlhaus zu räumen. So würde morgen alles tafrisch aussehen, wie gerade geerntet, wenn die ersten Kunden den Hofladen betraten. Nebenan im Lagerraum räumte Iris Grebe die letzten Stiegen beiseite und wusch sich ausgiebig die Hände an dem alten Waschbeckentrog mit dem fleckigen Spiegel darüber. In dem Moment meldete sich ihr Handy in der Schürzentasche. Kurz darauf trat sie in den Laden, versicherte sich, dass keine Kunden mehr anwesend waren, und sagte zu der alten Frau: »Jan hat angerufen. Anna ist etwas passiert!«

»Jesus Maria!«, stieß die Alte hervor, schlug ein Kreuz über der Brust und hörte zu, was Iris Grebe ihr zu berichten hatte. »Ich nehm das Rad und fahre raus zu Jakob«, schloss Iris ihren Bericht.

Die alte Frau ließ sich auf einen Stuhl sinken und starrte vor sich hin. »Da ist unser Mädchen wieder einmal dem Tod entkommen«, sagte sie leise vor sich hin. »Das ist beinahe wie ein Fluch. Wir müssen weiter für sie beten! Herr im Himmel, warum prüfst du sie so sehr?«

Iris Grebe war wieder im Lagerraum verschwunden. Vor dem Waschbecken löste sie ihr langes braunes Haar, in das sorgfältig goldene Strähnen eingefärbt waren, und schüttelte es über die Schulter. Sie schenkte ihrem Spiegelbild ein kleines Lächeln. Obwohl sie dieses Jahr bereits ihren fünfundvierzigsten Geburtstag gefeiert hatte, sah sie aus wie Anfang dreißig. Nach dem Tod ihrer jüngeren Schwester war sie in eine kleine Dachgeschosswohnung des Haupthauses

gezogen. Vor fünf Jahren hatte sie ihre Prüfung als Reitlehrerin abgelegt und gab seitdem Reitstunden in der großen Halle, die Jakob Dembowski damals im Anschluss an die Pferdeställe hatte errichten lassen. Gemeinsam mit seiner alten Mutter führte sie außerdem den Hofladen. Sie zog die Schürze ab und zupfte ihre ärmellose Bluse zurecht. Nach einem weiteren zufriedenen Blick in den Spiegel holte sie ihren Lederblouson vom Haken und ging nach draußen zu den Fahrradständern.

Schon von Weitem hörte sie das sonore Tuckern des Treckers auf dem Rapsfeld. Jakob Dembowski fuhr die Furchen ab und brachte Dünger aus. Iris wartete geduldig, bis er in ihre Richtung wendete, und winkte ihm zu. Wenig später hielt er an und beugte sich aus der Maschine. Sein borstiges blondes Haar stand dicht über dem tief gebräunten Gesicht, aus dem zwei sehr helle Augen ihr wie undurchdringliche Spiegel entgegenblickten. Der Mann wirkte durch den vollen Haarschopf und die drahtige Gestalt viel jünger als Ende vierzig. Er sah seinem etwas größer gewachsenen Sohn Jan eher wie ein älterer Bruder ähnlich als wie ein Vater. Nachdem Iris ihre Neuigkeit in knapp gerufenen Worten losgeworden war, schaltete er endlich den Motor aus, starrte einen Moment vor sich hin und schüttelte ungläubig den Kopf. »So was aber auch«, flüsterte er heiser und glitt von seinem Sitz herab neben sie. Er ließ sich noch einmal ausführlicher schildern, was Iris über das Unglück wusste. Danach standen sie eine Weile gegen den Trecker gelehnt und rauchten, jeder seinen Gedanken nachhängend.

»Und warum soll sie das getan haben?«, fragte er plötzlich in die Stille hinein.

»Ich habe während der Fahrt hierher nachgedacht. Vielleicht hat sie es herausgefunden«, spekulierte sie.

Jakob Dembowski schüttelte heftig den Kopf. »Jan hat mir hoch und heilig geschworen, nichts zu sagen. Auf den Jungen ist Verlass.«

In Iris' Miene standen deutliche Zweifel. »Vielleicht hat er auch nur etwas angedeutet. Sie ist ein kluges Mädchen und kann sich schnell einen Reim machen.«

Jakob Dembowski verzog unwillig das Gesicht, schleuderte seine Zigarette auf den Boden und trat sie mit heftigen Bewegungen aus. »Er hat all die Jahre nichts gesagt, warum sollte er jetzt plötzlich?«

Iris fixierte ihn angriffslustig. »Warum? Warum? Jakob Dembowski, wann verstehst du endlich, dass die Menschen um dich herum nicht so einfach funktionieren wie deine Ackermaschinen.«

\* \* \*

**»PSYCHIATRIE?«, RIEF ANNA.**

Jan, der neben ihr auf der Bettkante saß, zuckte zusammen und legte den Zeigefinger auf seine Lippen: »Nicht so laut, Anna! Du musst dich jetzt unbedingt beruhigen, sonst denken die hier wirklich noch, dass du hysterisch bist!«

Anna setzte sich auf, verschränkte die Arme vor der Brust und schaute mit finsterner Miene in die andere Richtung zum Fenster hinaus. »Sollen sie doch denken, was sie wol-

len. Die haben sowieso keine Ahnung. Ich bin nicht plem-plem!«

In dem Moment hatte sich die Tür geöffnet und eine Ärztin mit einer Akte unter den Arm geklemmt betrat den Raum. Dass sie Annas Worte mitbekommen hatte, war ihrer Miene deutlich anzusehen, in der sich ein schmales Lächeln ausbreitete. »Na, Ihnen scheint es ja Gott sei Dank wieder recht gut zu gehen!«

Jan erhob sich ein wenig ungenau und stellte sich neben das Bett.

Die Ärztin streckte ihm die Hand entgegen. »Kraczyk«, stellte sie sich vor.

»Dembowski«, antwortete Jan.

»Ah, Sie haben wohl auch polnische Vorfahren?«, diagnostizierte die Ärztin.

»Die Urgroßeltern«, erklärte Jan und grinste, während sein Gesicht dunkelrot anlief.

»Ja, bei mir auch«, erklärte Frau Kraczyk und strahlte Jan voller Sympathie an. »Dann sollten Sie unbedingt Blut spenden gehen. Blutgruppe B ist hier sehr selten, kommt in Polen aber zehnmal häufiger vor.«

Jan nickte lächelnd wie ein braver Schüler, was Anna mit finsterer Miene registrierte. Die Ärztin trat näher an das Bett heran und streckte auch Anna die Hand entgegen. Anna sah ihr provozierend in die Augen. Ihre Arme blieben jedoch verschränkt, sodass die Ärztin ihre Hand schnell wieder zurückzog. Das Lächeln in ihrem Gesicht erstarrte ein wenig. »Wie fühlen Sie sich, Frau Dembowski?«



»Wie man sich eben so fühlt, wenn einem keiner glaubt«, antwortete Anna patzig.

Dr. Kravczyk deutete ein Kopfnicken an und rückte ihre Brille zurecht. Das grellrote Gestell bildete einen scharfen Kontrast zu dem schmalen, blassen Gesicht und den kurz geschnittenen graublonden Haaren. »Sie bleiben bei der Version, dass jemand Sie gestoßen hat?«

»Ja. Ich habe einen deutlichen Schlag im Rücken gespürt.«

Der Blick der Ärztin fiel auf Annas Rucksack, der prall gefüllt die gesamte Fläche des Nachttisches neben dem Bett einnahm. Sie deutete mit ihrem Stift darauf. »Hatten Sie den auf dem Rücken, als es passierte?«, fragte sie.

Anna nickte stumm und schielte beinahe liebevoll zu dem mit Fransen und Stickereien verzierten dunklen Rindslederrucksack. Den hatten die Großeltern ihr letztes Jahr zum Geburtstag geschenkt. Ein geräumiges und robustes Teil, das auch diesen schweren Sturz auf die Gleise ohne nennenswerte Schäden überstanden hatte.

Die Ärztin schrieb etwas auf das Papier ihres Klemmbrettes und stülpte nachdenklich die Unterlippe vor. »Und Sie haben den Stoß trotz des Rucksackes gespürt, sagen Sie?«

Anna verzog trotzig den Mund. »Ja, sage ich. Ein Stoß ist ein Stoß. So was merkt man, weil man plötzlich aus dem Gleichgewicht gebracht wird.«

»Aus dem Gleichgewicht«, wiederholte die Ärztin nachdenklich und schrieb weiter.

Anna beobachtete sie misstrauisch. »Warum sagen Sie das so komisch?«

Die Ärztin sah erstaunt auf. »Was meinen Sie?«

Anna funkelte sie an. »Gleichgewicht. Sie haben das Wort so betont, als wollten Sie damit andeuten, dass ich ein Problem mit dem Gleichgewicht habe, also nicht nur körperlich. Sie meinen auch psychisch!«

Die Ärztin richtete den Oberkörper auf und sah Anna durch ihre Brillengläser an wie ein Forschungsobjekt. »Das war nicht meine Absicht.«

»Klang aber so. Nur damit Sie es wissen: Ich habe keine psychischen Probleme!«

Annas Stimme war bei den letzten Worten schrill geworden, was die Ärztin zu einer beschwichtigenden Handbewegung veranlasste. »Das will Ihnen hier auch niemand unterstellen. Es ist überhaupt nicht nötig, dass Sie laut werden. Sie bleiben also dabei, dass Sie einen gezielten Schlag gegen den Rücken gespürt haben wollen? Also schließen Sie aus, dass jemand im Gedrängel Sie aus Versehen ...«

Anna unterbrach sie und sog die Luft schnaubend ein: »Nicht aus Versehen! Ein deutlicher, heftiger, absichtlicher Schlag in den Rücken! Ge – zielt! Und mit Wucht! Genau das versuche ich seit Stunden zu erklären. Lesen Sie die Polizeiakte, da steht alles genau drin!«

Dr. Kravczyk ließ sich von Annas heftigem Ton wenig beeindrucken. Sie brachte es sogar fertig, sich auf die Bettkante zu setzen und ihr mit stummer Geste anzudeuten, dass sie den Puls fühlen wollte, obwohl Anna nicht einen

Millimeter zur Seite gerückt war. Immerhin hielt Anna ihr das Handgelenk entgegen. Die Ärztin griff sanft danach und drehte Annas Hand ein wenig um. Plötzlich erstarrte sie. »Was ist das für eine Narbe?«, rief sie.

Anna schaute teilnahmslos auf die helle Hautstelle, die sich etwa drei Zentimeter lang und zwei Zentimeter breit an ihrem Unterarm entlangzog. Eine jähe Eingebung durchzuckte sie und sie schaute auffordernd zu ihrem Bruder hinüber: »Jan, sag ihr, was das ist! Mir würde das im Moment sowieso keiner glauben!«

Jan beugte sich vor. »War das nicht die Stelle, wo sie dir den Leberfleck wegoperiert haben? Das war, glaube ich, kurz bevor du in die Schule gekommen bist.«

Anna wirkte sichtlich unzufrieden über seine zögerliche Antwort. »Ja, das ist die Stelle! Ja, da wurde mir ein Leberfleck weggemacht. Der war nämlich sehr groß und sehr dunkel! Hatte eine Form wie ein verstümmeltes Kreuz. Teufelsmal hat meine abergläubische Oma dazu immer gesagt. Und Mama hat es jedes Mal mit der Angst zu tun gekriegt, wenn sie dieses Ding sah. Meistens musste ich lange Ärmel tragen oder ein Pflaster drauf. Bevor ich eingeschult wurde, sollte es dann weg, damit die anderen nicht das Gruseln vor mir kriegen.« Wütend fixierte sie den brillenbewehrten Blick der Ärztin. »Und nicht, was Sie gerade gedacht haben. Dass das die Spuren eines Suizidversuches sind. Nein, ich wollte mich nicht umbringen! Nein, ich habe mich nie geritzt! Nein, ich bin nicht vor diese verdammte Bahn gesprungen! Ich – wurde – gestoßen!« Annas letzter Satz

ging in ein heiseres Schluchzen über, das sie schnell wieder unter Kontrolle brachte. Sie spürte, wie sich Schweißtröpfchen von ihrer Stirn lösten, obwohl ihre Hände eiskalt waren, und schaute wieder mit verschränkten Armen zur anderen Seite in Richtung des Fensters.

Dr. Kravczyks Gesicht blieb regungslos. Dann zog sie ohne weiteren Kommentar ihr Blutdruckmessgerät aus der Kitteltasche. Anna behielt bewusst ihre Blickrichtung bei, beobachtete die Ärztin jedoch aus dem Augenwinkel und hob stumm den Arm zum Anlegen der Manschette. Nach der Messung zog Dr. Kravczyk die Metallstöpsel aus den Ohren und ließ sie auf ihre Schultern gleiten. »Hoher, flatternder Puls. Sehr niedriger Druck. Kaltschweißig. Ich denke, es ist besser, wenn Sie über Nacht zur Beobachtung hierbleiben. Sie stehen noch unter den Auswirkungen des Schocks. Davon abgesehen rate ich Ihnen dringend, sich möglichst bald in psychotherapeutische Behandlung zu begeben.«

Anna fuhr herum. »Behandlung? Ich bin nicht krank und ich kann mich zu Hause wesentlich besser erholen!«

Dr. Kravczyk wendete sich an Jan und säuselte mit mildem Lächeln: »Es ist besser, wenn sie hierbleibt. Wenigstens über Nacht und bis zur Visite morgen.«

Jans Wangen zierten immer noch zwei rote Flecken. Er nickte artig. Anna funkelte ihn wütend an.

Dr. Kravczyk drehte sich wieder zu ihr. »Bedenken Sie, dass es hilfreich ist, wenn ein ärztliches Gutachten vorliegt. Schließlich läuft ein Verfahren gegen Sie.«

»Gegen mich?«, schrie Anna auf.

Dr. Kravczyk nahm ihre Sachen, stand auf und wendete sich nur noch an Jan: »Erklären Sie es ihr! Ich werde heute Abend noch einmal nach Ihrer Schwester sehen.« Dann verschwand sie.

Anna war aufgestanden und lief mit wehendem Krankenhaushemd im Zimmer auf und ab. Jan saß mit betroffener Miene an dem kleinen Tisch, auf dem ein unberührtes Abendessen stand, und schaute ihr zu.

»Schwerer Eingriff in den Schienenverkehr! Körperverletzung!«, schimpfte Anna. »Wer denkt sich nur so was aus?«

Jan zuckte hilflos mit den Schultern. »In dem Zug sollen sich Leute verletzt haben, als er so plötzlich bremsen musste. Solange sich nichts anderes ergibt, hast du diese Anzeige erst mal an der Backe.«

Anna lief kopfschüttelnd weiter. Dann blieb sie plötzlich vor Jan stehen. »Das mit den Leuten im Zug tut mir leid! Aber wer fragt eigentlich nach mir? Sieh mich an! Ich bin das Opfer! Aber sie machen mich zur Täterin! Wer, bitte schön, tickt hier nicht ganz richtig? Die oder ich?« Jan holte tief Luft. Doch bevor er sprechen konnte, redete Anna schon weiter. »Ach so, ich verstehe! Du bist auch ihrer Meinung. Du denkst auch, dass ich mich vor den Zug geworfen habe und mir das alles als Ausrede einfallen lasse.«

Jan stand langsam auf. »Anna, ich ...«, begann er.

Anna sah ihn kriegerisch an.

Jans Hände und Schultern sanken. »Anna. Annabel, ich würde doch niemals ...«

Er konnte nicht fortfahren. Als er sie bei ihrem Kosenamen genannt hatte, war mit Anna eine seltsame Verwandlung vor sich gegangen. Zitternd tastete sie sich am Tisch entlang und ließ sich auf dem zweiten Stuhl nieder. Dort sank sie weinend in sich zusammen. Jan setzte sich wieder ihr gegenüber und ergriff über die Tischplatte hinweg ihre Hände. Anna weinte und schüttelte abwehrend den Kopf. »Sorry, sorry, sorry«, flüsterte sie. »Ich habe sie echt nicht alle! Ich bin so was von durcheinander! Ich glaub, ich werde das Studium gar nicht schaffen!«

Jans Daumen massierten ihre Handrücken. »Das ist doch jetzt alles erst mal nicht wichtig. Wichtig ist, dass du wieder in Ordnung kommst.«

Anna nickte stumm. »Hast du ein Taschentuch?«

Jan nestelte ein zerknäultes Päckchen Papiertaschentücher aus der Hosentasche und reichte es ihr über den Tisch.

Plötzlich fuhr Anna auf. »Hast du Papa schon Bescheid gesagt?«

Jan nickte. »Auf dem Trecker hört er das Handy nicht. Aber Iris hab ich erreicht. Sie wollte es ihm sagen.«

»Haben sie sich noch einmal gemeldet?«

Jan schüttelte den Kopf. »Ich habe ihnen vorhin eine Nachricht aufs Handy geschickt, dass wir in der Klinik sind, es dir aber gut geht.«

»Haben sie darauf geantwortet?«

Jan nickte und hielt Anna das Display hin. Die Antwort von Annas Vater lautete: »OK.«

Ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel. »Okay«,

wiederholte sie. »Sonst nichts. Weißt du was? Manchmal glaube ich, dass es an Iris liegt.«

Jan sah sie erstaunt an. »Iris?«

»Ja, Iris! Ich glaube, sie wiegelt ihn gegen mich auf.«

»Warum sollte sie das tun?«

»Keine Ahnung. Aber seit sie bei uns wohnt, ist Papa bei mir immer mehr auf Abstand gegangen. Was hab ich alles angestellt, nur damit er mal ein nettes Wort zu mir sagt! Zu Iris ist er immer nett. Wenn sie was will, bekommt sie es. Denk bloß an diese Rieseninvestition von Pferdestall und Reithalle.«

»Die hat er doch nicht für Iris gebaut. Er hat uns damals seine Gründe ganz klar genannt. Dass er den Kuhstall für Pferde umbaut und die Reithalle anbaut, weil sich mit Pensionspferden gutes Geld verdienen lässt. Dass er bei den Milchpreisen keine Milchkühe mehr halten, sondern nur noch Fleischrinder züchten will, die den größten Teil des Jahres draußen auf den Weiden sind. Das hat doch alles nichts mit Iris zu tun!«

»Und wenn doch? Wenn das alles ihre Pläne sind? Wenn sie unseren Vater ganz allmählich von sich abhängig macht, damit er ihr ihre Zukunft sichert?«

»Anna, das sind böse Unterstellungen. Iris arbeitet den ganzen Tag wie ein Brunnenputzer. Ohne sie würde vieles nicht so gut laufen auf dem Hof. Oma allein könnte den Laden nicht stemmen. Iris macht die Buchhaltung, kümmert sich um die Mietverträge mit den Pferdebesitzern. Und, und, und ... Ohne sie würde Papa ...«

Anna unterbrach ihn. »Genau! Sie macht sich unentbehrlich. Denk bitte daran, dass sie einmal eine ganz einfache Blumenverkäuferin war. Sie hat von Mamas Tod nur profitiert ...«

»Anna, sag so etwas nicht! Auch für Iris war das damals ein Schock. Dann hat sie noch ihre Stelle bei der Gärtnerei verloren. Unter anderem auch deshalb, weil sie sich so oft frei genommen hat, um ihrer kranken Schwester zu helfen.«

»Alles Berechnung!«, kommentierte Anna finster.

Jan schaute Anna fest in die Augen. »Keiner verlangt von dir, dass du Iris magst. Aber unfair solltest du ihr gegenüber auch nicht sein. Dass sie zu uns auf den Hof kam und uns alle unterstützt, ist ihr doch eigentlich hoch anzurechnen.«

Anna konnte darauf nichts mehr erwidern, weil eine Krankenschwester dazwischen platzte. Sie lud ein Fieberthermometer auf dem Nachttisch ab und eine Sammelbox mit Medikamenten. »Ach, halt, ich soll Sie ja fragen, ob Sie regelmäßig bestimmte Medikamente nehmen.«

»Nein«, sagte Anna.

»Ja«, sagte Jan.

Die Krankenschwester schaute irritiert zwischen beiden hin und her.

»Ach so. Er hat recht«, erklärte Anna. »Ich vergesse das manchmal, weil es bei mir schon seit Jahren dazugehört wie die tägliche Ernährung. Ich nehme TAH.«

Die Schwester zog das Klemmbrett hervor und notierte. »Wie viel Milligramm?«



»Hundert«, antwortete Anna. »Ich hatte einen Unfall vor vielen Jahren. Milzriss. Ich habe keine Milz mehr.«

Die Schwester notierte alles, ohne weiter nachzufragen. Dann nahm sie die Box mit den Medikamenten wieder an sich und sagte im Hinausgehen: »Da muss ich jetzt erst noch einmal nachfragen, ob Sie dann das alles trotzdem nehmen dürfen.«

»Siehst du, sie sind sehr gewissenhaft hier und kümmern sich gut um dich«, sagte Jan und schaute Anna aufmunternd an.

Dennoch bemerkte sie den Schatten in seinem Gesicht.

\* \* \*

**ER HATTE SIE** fast eine Stunde in dem nobel ausgestatteten Wartezimmer sitzen lassen. Im Gegensatz zu den hin und wieder für kurze Zeit dort anwesenden Patientinnen hatte sie weder die reichhaltige Auswahl an Lifestyle-Magazinen noch die Kaffeemaschine in Anspruch genommen. Mit der Zeit des Wartens wuchs ihre Wut auf ihn. Eine nach der anderen dieser teuer gekleideten Möchtegern-Barbiepuppen betraten die verschiedenen Behandlungszimmer, um sich beraten zu lassen, wie man mit ein wenig Silikon oder Botox die sichtbaren Zeichen des Alterns oder die mangelnde Erfüllung der Schönheitsnorm ein wenig vertuschen konnte. Als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt! In ihrer wachsenden Abscheu vor diesem Bereich der Medizin verdrängte sie nur zu gerne die Tatsache, dass ihr Exmann mit seinem chirurgischen Können nicht nur diese Schön-

heitspatientinnen versorgte. Er hatte auch vielen Menschen, die durch Unfälle oder Krankheiten schwer entstellt worden waren, wieder zu einem ansehnlichen Äußeren verholfen. Inzwischen genoss sie alles, was über ihn in irgendeiner Weise abfällig geäußert wurde. Zu sehr hatte er sie erniedrigt und verletzt, als er sich eines Tages plötzlich einer deutlich jüngeren Sprechstundenhilfe aus seiner Praxis zugewandt hatte.

Sarah Fechner öffnete ein wenig verwirrt die Augen, als eine freundliche Mädchenstimme sie ansprach. »Frau Fechner? Herr Dr. Flink lässt jetzt bitten.«

Sarah Fechner sprang auf. Als die junge Dame ihr den Weg weisen wollte, antwortete sie barsch: »Danke, ich weiß schon, wo es hier langgeht!« Sie drängte sich an ihr vorbei in das Sprechzimmer. Durch die senkrechten Lamellen der halb geöffneten Jalousie flutete mildes Licht. Seine Silhouette zeichnete sich hinter dem Schreibtisch ab. Er blieb sitzen und wies mit müder Geste auf den Stuhl davor. Sein weißer Kittel war salopp geöffnet. Er trug ein cremefarbenes Hemd, keine Krawatte und einen Pullunder im englischen Stil. Ein wenig erschrocken musste Sarah Fechner feststellen, dass die gepflegte Kleidung in einem deutlichen Gegensatz zu seinem sonstigen Erscheinungsbild stand. Wie lange hatte sie ihn nicht gesehen? Fünf Jahre? Es hatte ein paar E-Mails und Telefonate gegeben. Mehr nicht. Er wirkte wie um zwanzig Jahre gealtert. Die Haare waren sehr kurz geschnitten und größtenteils ergraut. Das Gesicht wirkte knochig und ausgezehrt. »Setz dich«, kommentierte er seine

eigene Handbewegung. Auch seine Stimme klang leise und brüchig, längst nicht mehr so forsch und selbstsicher wie früher. Einen Moment zögerte Sarah Fechner noch, dann ließ sie sich mit entschlossenem Schwung auf dem Stuhl nieder. Sie beugte sich ein wenig vor und schilderte ihm in kurzen, aber inhaltsvollen Sätzen Laras aktuelle Situation. Anfangs folgte er ihren Ausführungen mit versteinertem Gesicht. Seine dunklen Augen lagen tief in den Höhlen. Allmählich kam ein wenig Bewegung in die maskenhaften Züge. Über der Nasenwurzel vertieften sich nachdenkliche Falten und um den Mund huschte ein schmerzlicher Zug. Sie hatte das sehr genau registriert und kam zum Punkt: »Das Einzige, worum ich dich zunächst bitten möchte, ist ... Beratung. Ich weiß nicht, ob ich dieser Knochenmarktransplantation zustimmen soll. Kann ich ihr wirklich diese qualvolle Behandlung zumuten?«

Er wandte sich in seinem Drehstuhl seitlich ab, drückte die Fingerspitzen aufeinander, so wie er es auch früher schon getan hatte, wenn ein schwieriges Problem anstand. Er schaute durch die Zwischenräume der Jalousie hinaus ins scheinbar Weite. Sie beobachtete ihn dabei und musste sich eingestehen, dass er gerade in diesen Momenten der inneren Einkehr in ihr immer noch Saiten zum Klingen brachte, die sie eigentlich längst gekappt haben wollte. So sehr er vielleicht im Privatleben ein unsteter und spontaner Mensch war, so sehr zeigte er sich im Beruf planvoll und korrekt. Er räusperte sich. »Ich kann verstehen, dass du ihr nicht noch mehr Leid zufügen willst. Aber glaube mir, auch die behan-

delnden Ärzte wollen alles andere als das. Das verbietet schon die ärztliche Ethik. In Laras Fall verspricht die Knochenmarktransplantation eine große Aussicht auf Heilung. Aber ich werde auf jeden Fall mit dem behandelnden Arzt noch einmal von Kollege zu Kollege sprechen.« Er schaute sie eindringlich an.

Sie hielt seinem Blick stand und grübelte, ob er noch mehr wusste, was er vor ihr verbarg. Zu ihrer Überraschung war er es, der den Blick als Erster niederschlug.

Er nahm einen Stift von der Schreibplatte auf und drehte ihn wahllos in seinen schmalen, blassen Händen. Sarah Fechner beobachtete mit wachsendem Schrecken, dass er dabei merklich zitterte. *Chirurgenhände müssen absolut ruhig sein!*, schoss es ihr durch den Kopf.

Sein Blick sprang plötzlich von seinem Spielzeug zu ihr. »Ich operiere nicht mehr. Das machen meine Kollegen. Ich bin nur noch für die Beratung und die Nachsorge zuständig.«

Sie nickte nur stumm. Er legte den Stift mit einer heftigen Bewegung beiseite und sog aufgebracht die Luft ein. »Ist das alles immer noch so schlimm? Arbeitet es immer noch so sehr in dir, dass du es bis auf den heutigen Tag nicht fertiggebracht hast, mich über Laras Krankheit zu informieren? Ich habe sie seit Monaten nicht erreicht und dachte, dein Einfluss hätte sich endgültig durchgesetzt. Auch wenn du es nicht glauben willst, ich interessiere mich für unsere Tochter! Ich hätte gerne gewusst, wie es nach dem Abitur für sie weiterging.«

»Das hättest du auf ihrer Abiturfeier erfahren können, aber da bist du zu ihrer großen Enttäuschung einfach nicht erschienen«, konterte sie mit kühler Miene.

Er beugte sich weit nach vorne und zischte: »Glaub mir, hundertmal lieber wäre ich auf dieser Feier gewesen als ... als ...« Er stockte, als er Sarah Fechners lauerndem Blick begegnete, und winkte ab. Dann kramte er nach einem gefalteten Stofftaschentuch in seiner Kitteltasche und tupfte sich damit kleine Schweißtropfen von der Stirn. »Ich hätte gerne gewusst, was sie studiert. Du weißt, wie sehr es mich erfreut hätte, wenn ihre Wahl auf Medizin gefallen wäre. Du magst es glauben oder nicht«, sagte er mit müder Stimme. Er wies in die Runde des Raums. »Das alles hier dürfte sie eines Tages übernehmen. Ich würde sie unterstützen, wo ich es nur kann. Und natürlich werde ich auch jetzt alles dafür tun, dass sie wieder gesund wird.«

Sein letzter Satz hatte Sarah Fechner unmerklich aufatmen lassen. »Danke, das ist gut zu wissen«, sagte sie leise.

Er wiegte den Kopf. »Dafür brauchst du mir nicht zu danken. Ich sagte doch: Es ist für mich selbstverständlich. Also, was kann ich noch tun?« In seinen Augen schimmerten Tränen, die er hastig mit den Ecken des Taschentuchs wegtupfte.

Sarah Fechner spannte die Schultern und redete mit bemüht fester Stimme weiter: »Professor Dr. Renz sagt, die Wahrscheinlichkeit, einen Spender innerhalb der Familie zu finden, wäre am größten. Wir sollten uns so schnell wie möglich typisieren lassen.«

»Kein ... Problem«, antwortete Bernhard Flink und schaute wieder zum Fenster hinaus.

Sein leichtes Zögern hatte Sarah Fechner sehr wohl bemerkt. Ihre Miene verdüsterte sich. »Florian käme auch infrage, obwohl er nur ihr Halbbruder ist. Aber man darf nichts unversucht lassen.«

Bernhard Flink schob die Unterlippe vor und nickte. »Ja, alle, die annähernd blutsverwandt sind. Du solltest ihn auf jeden Fall ansprechen!«

»Er hat mich gerade hierhergefahren.«

Bernhard Flink wandte sich ihr wieder zu und stützte die Unterarme auf die Schreibtischplatte. »Und, hast du ihm schon etwas gesagt?«

»Nur, dass ich ihn demnächst wegen Lara ansprechen würde.«

»Weiß er von ihrer Krankheit?«

Sarah Fechner nickte. »Er wusste es erstaunlicherweise schon sehr früh. Ich vermute, sie hatten Handy-Kontakt miteinander.«

»Sein Interesse ist immerhin so etwas wie ein Hinweis, dass er sich auch bereit erklären würde, ihr zu helfen.«

Sarah Fechner starrte einen Moment ins Leere. »Ich kann das sehr schwer einschätzen. Vorhin im Auto konnte er seine Abneigung gegen mich kaum verbergen.« Sie atmete bebend ein. Ihre Augen schimmerten feucht. »Es ist aber so wichtig, dass wir ihn gewinnen! Könntest du nicht mit ihm sprechen? Ich fürchte, wegen mir würde er nichts für Lara tun wollen.«



Doris Bezler

## **Unheimlich nah**

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-31082-3

c**bt**

Erscheinungstermin: August 2017

Du kennst ihn nicht. Aber er kennt dich.

Die 17-jährige Anna hat das Abitur in der Tasche, hat einen Studienplatz in Medizin und ... einen Feind, von dem sie noch nichts ahnt. Er lauert im Schatten. Er beobachtet sie. Und er kommt immer näher – unheimlich nah. Doch niemand glaubt Anna, wenn sie von Anschlägen auf ihr Leben berichtet, und langsam zweifelt auch sie daran. Bildet sie sich alles nur ein? Anna beginnt, selbst Nachforschungen anzustellen und kommt dabei einem unglaublichen Familiengeheimnis auf die Spur.



**Der Titel im Katalog**